

Thomas Fricke

## EXPORTWUNDER IN DER BASARÖKONOMIE



**Thomas Fricke** ist Chief Economist der European Climate Foundation, Kolumnist der *Süddeutschen Zeitung* und Leiter des Internetportals *Wirtschaftswunder*. Er war Chefökonom der *Financial Times Deutschland*, in der er von 2000 bis 2012 mehr als 500 Folgen seiner Freitagskolumne geschrieben hat.

Als im Spätsommer 2003 Hans-Werner Sinns Buch über die deutsche Krise erschien, herrschte im Land Untergangsstimmung. Ein paar Monate zuvor hatte Kanzler Gerd Schröder seine Agenda 2010 vorgestellt. Wenn es um Deutschland ging, war vom letzten Platz die Rede, von Exportkrise und von immer neuen Rekorden bei der Arbeitslosigkeit. Und es verging kein Sonntag, an dem die Republik nicht bei Sabine Christiansen das eigene Leid beklagte.

In diese Stimmungslage passte jene rhetorisch wirkende Titelfrage von Hans-Werner Sinns Buch: Ist Deutschland noch zu retten? Da hatte der Münchner Professor den richtigen Riecher, da setzte er dem konfusem Gefühl vom Abstieg noch ein ökonomisch elaboriertes obendrauf – und ward seitdem gefragter Talkshow-Gast. Hauptthese: Die Deutschen verlieren ihre Wettbewerbsfähigkeit. Da können nur noch viel radikalere Reformen samt drastisch sinkenden Löhnen helfen.

Was zum Zeitgeist zu passen schien, war offenbar auch durch die Wirklichkeit gedeckt.

Die deutsche Wirtschaft stagnierte. Einen Haken hatte die Sache nur: Just als das Buch auf den Markt kam, meldete eine Zeitung, dass Deutschland laut amtlicher Statistik im Sommer 2003 erstmals seit vielen Jahren wieder mehr exportierte als die USA, nicht weniger. Na so was. Die Nachricht hatten wir bei der *Financial Times Deutschland* durch Nachrecherchieren in den aktuellen Daten zum Welthandel gefunden. Und wir haben damit auf Seite 1 dann auch aufgemacht: »Deutsche sind (wieder) Exportweltmeister« – eine Zeile, die ganz ungewollt am selben Tag erschien, als Hans-Werner Sinn sein Buch präsentierte. Ich glaube, kurzzeitig war der Professor da nicht so gut auf uns zu sprechen.

Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* versuchte tags darauf die Krisenlaune noch zu retten, indem sie andere Zahlen zum Export präsentierte – Deutschland sei doch nicht Weltmeister. Das Problem: Die Kollegen hatten saisonbereinigte US-amerikanische und unbereinigte

deutsche Daten für den August verglichen. Und im August passiert saisonbedingt – Ferienpause – eben relativ wenig. Sinns Reaktion war da deutlich anspruchsvoller.

Nun wäre Hans-Werner Sinn ja in der Tat nicht Hans-Werner Sinn, wenn er seine These vom abstürzenden Export wegen so einer Statistik einfach zurückgenommen hätte. Zumal die These vom Absturz in den Talkshows über Jahre hinweg schier unkaputtbar schien; im Jammern sind wir ja nun auch Weltmeister (ebenso wie im Hochjubeln, wenn es wie heute plötzlich läuft). Sinns Antwort auf das Exportweltmeister-Dilemma folgte schon im Dezember 2003 – ein Aufsatz mit dem Titel: »Basarökonomie«. Ein Begriff, mit dem Sinn erneut Gespür für den damaligen emotionalen Bedarf seiner Landsleute bewies. Nur dass die Sache deutlich komplizierter wurde – und für Experten nicht unbedingt überzeugender.

Auch Sinn räumte jetzt ein, dass wir mit unserem Export gar nicht so schlecht dastanden. Nur zähle das nichts mehr. Denn: Deutschland baue da nur seine Position als »Basar der Welt« aus. Was wir da so exportieren, werde »zu wachsenden Wertanteilen in Niedriglohnländern vorfabriziert«. Das »Made in Germany« sei »mehr und mehr Etikettenschwindel«. Grundthese gerettet.

Das Phänomen hatte zwar weniger mit einem orientalischen Basar zu tun, dafür zog der wenig freundlich daherkommende Begriff prima. Und Sinn gelang es, das Ding mit lebensnahen Beispielen auch einem Nicht-Fachpublikum nahezubringen. Da gab es das Auto, dessen Einzelteile im Osten gebaut und in Deutschland nur noch montiert würden. Schon schien die Basarvermutung belegt. Im Oktober 2005 erschien Hans-Werner Sinns Buch zur These: *Basarökonomie*.

Nun ließ sich auch nicht leugnen, dass deutsche Unternehmen nach dem Fall der Mauer

Teile ihrer Produktion nach Osteuropa und anderswohin verlagerten – oder dort zumindest neue Anlagen schufen. Was Experten weniger überzeugte, waren die vermeintlichen Größenordnungen – und die Interpretation als tiefes Krisenphänomen. Wie die amtlichen Statistiker damals ermittelten, war der Anteil der importierten Exportgüterteile zwar gestiegen, nur bei weitem nicht so stark, dass »Made in Germany« dadurch zum reinen Etikettenschwindel geworden ist. Seitdem hat sich auch gezeigt, dass deutsche Exporteure sogar deutlich gewonnen haben, indem sie ihre Produktionsketten auf Niedriglohnländer erweiterten. Zum Vorteil des deutschen Arbeitsmarkts – nicht zum Nachteil.

Es gehört schon, sagen wir, etwas Phantasie dazu, die These vom abstürzenden deutschen Export nachträglich als treffend einzustufen. Mit Abstand betrachtet, drängt sich die Vermutung eher auf, dass Deutschlands Export 2003 bereits in einem historischen Boom steckte, der Mitte der 1990er Jahre eingesetzt hatte (und dass die Krise Anfang der 2000er Jahre andere Gründe gehabt haben muss). Ein Boom, der vor allem damit zu tun hatte, dass – allen Kostennachteilen zum Trotz – kein Land eine so perfekt auf diese Zeit zugeschnittene Exportindustrie hatte wie die Deutschen. Die traditionelle Spezialisierung auf hochwertige Maschinen und Fahrzeuge passte einfach zum Bedarf jener rasant aufsteigenden Schwellenländer wie China, die ihre Wirtschaft erst einmal mit solchen Investitionsgütern ausstatten mussten. Alles in allem haben sich die deutschen Verkäufe rund um den Globus in dieser Zeit glatt verdoppelt. Was auch die inländische Wertschöpfung befördert – und eine Menge Arbeitsplätze geschaffen hat.

Aber Hans-Werner Sinn wäre nicht Hans-Werner Sinn, wenn er nicht wüsste, dieser Diagnose mit anspruchsvoller Argumentation zu widersprechen.